



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Welche Zwischenfälle die marokkanische Frage auch noch zeitigen mag — und sie werden nicht ausbleiben, da sie zu sehr im französischen Interesse liegen —, so wird man doch niemals aufhören dürfen, diese Angelegenheit in ihrem engen Zusammenhang mit der gesamten internationalen Lage zu betrachten. Es müssen doch besondere Umstände gewesen sein, die England bewogen haben, von einem Kardinalpunkt der britischen Politik abzuweichen, für die es ehemals eine Lebensfrage war, das Mittelmeer nicht zu einem französischen See werden zu lassen. Mit dem Supremat in Marokko würde Frankreich diesem alten Ziele wesentlich näher gekommen sein. Wohl läuft eine englische Etappenlinie von Aden über Cypern und Malta nach Gibraltar, aber deren Wert würde durch eine so ausgreifende Verstärkung der Stellung Frankreichs auf der Südküste nicht unwesentlich beeinflusst werden. Jedenfalls würde die bis jetzt unbestrittne Beherrschung des kürzesten Seewegs nach Indien fortan im Falle eines Konflikts mit Frankreich unter viel ungünstigern Bedingungen der bewaffneten Entscheidung unterliegen. Ob England dann — wie es heute glauben mag — dieser Entscheidung unter allen Umständen sicher sein würde, hängt von völlig unberechenbaren Zukunftskonstellationen, von der Gruppierung der europäischen, asiatischen und amerikanischen Mächte ab. Auf alle Fälle bedeutet es eine grundlegende Änderung in der englischen Politik, wenn Großbritannien einem möglichen Zukunftsgegner, der schon im Besitz der nördlichen Flanke dieser Etappenstraße ist, nun auch noch die südliche einräumt. Allerdings hat Frankreich dafür seinen endgiltigen Rückzug aus Ägypten zugestanden. Aber seine Bedeutung war dort ohnehin längst sehr gering geworden, sein Rückzug ist für England mehr die Beseitigung einer theoretischen als einer tatsächlichen Unbequemlichkeit. Viel mehr als eine „Unbequemlichkeit“ war Frankreich in Ägypten für England längst nicht mehr, für Frankreich selbst war sein Verbleiben nur noch eine *question d'amour-propre*. Da war es denn naheliegend, daß England der Republik ihren Entschluß durch eine Gegenkonzession erleichterte, die längst in der Richtung der französischen Wünsche und — auf derselben afrikanischen Küste lag. Freilich war es ein Danaergeschenk, denn Frankreich bleibt in Marokko immer von dem guten Willen Englands abhängig. Sowohl dieser Gedanke als auch der andre, daß Frankreich durch die von ihm beanspruchte Stellung in Marokko natürlich in Differenzen mit den Madrider Signatarmächten von 1880 — ganz abgesehen von den Marokkanern selbst — geraten mußte, also auch nach dieser Richtung hin der guten Dienste Englands bedarf, mag für Großbritannien mitbestimmend gewesen sein. Aber mehr noch. Je mehr sich Frankreich in Marokko engagiert, um so verwundbarer wird es, und damit zunächst um so weniger fähig, in der ostasiatischen Entwicklung eine für England unbequeme Stellung zu nehmen. Mit der Verschenkung Marokkos, das ihm nicht gehörte, hatte England somit tatsächlich eine Art Abdankung Frankreichs innerhalb des gesamten englischen Interessenskreises erkaufte. Billiger konnte das Geschäft nicht für England, demütigender nicht für Frankreich sein. Man wird unwillkürlich an das bekannte Bild „die Jagd nach dem Glück“ erinnert.

Auf einen weiteren Zweck der englischen Politik ist schon im vorigen Heft an dieser Stelle hingewiesen worden; indem Rußland seine Ostflotte in Asien einsetzte, und Frankreich, das eine Isolierung in Europa befürchtete, leichten Kaufs für eine Entente mit England eingefangen wurde, zerstörte die britische Diplomatie auf lange Zeit hinaus die Möglichkeit einer gegen England gerichteten europäischen Flottenkoalition. Einer solchen deutsch-französisch-russischen Koalition die Spitze bieten zu können, ist nach wiederholten amtlichen Erklärungen die Basis des englischen Flottenplans, der ja allerdings eine sehr starke Rüstung für England verlangt. Indem von der befürchteten Zukunftscoalition Deutschland allein übrig blieb, konnte England sich zunächst einige Erleichterungen gönnen und zugleich

seinen Geschwadern eine wesentlich veränderte, auf die veränderte Lage berechnete Dislokation anweisen. Als äußerer Ausdruck dieser neuen Situation werden im Laufe des Jahres Flottenbesuche ausgetauscht werden; ein englisches Geschwader ist in Vrest angekündigt, ein französisches soll zur großen Regattawoche nach Osborne kommen, König Eduard nimmt auf seiner Frühjahrsfahrt zweimal den Weg über Paris. Das alles ist schon oft dagewesen. Unter Louis Philipp wie unter Napoleon dem Dritten haben wir englisch-französische Flottenverbrüderungen, gegenseitige Besuche der Höfe, 1854 sogar eine Kriegsbündnis beider Mächte gegen Rußland gehabt. Uns Deutsche können diese Austausch von Höflichkeiten ebenso kalt lassen wie vor fünfzig und vor siebzig Jahren, wo sie an der Tagesordnung waren. Sie werden jetzt von französischer Seite betrieben, weil die Regierung der Republik das erklärliche Bedürfnis hat, vor Frankreich in einer Glanzrolle und nach außen nicht isoliert zu erscheinen. Gegenüber der Fortdauer des Dreibundes, den Lord Salisbury einst mit so großer Freude begrüßte, bedarf Frankreich einer Anlehnung, die, da Rußland sie gegenwärtig nicht bieten kann, bei England gesucht und von diesem großmütig gewährt wird. Was könnte auch für die britischen Staatsmänner, deren bedeutendster zweifellos der König selbst ist, angenehmer sein als ein ihnen aus der Hand pickendes Frankreich, zumal angesichts der Schwierigkeiten, die auf der Balkanhalbinsel noch der Lösung harren!

Im Figaro hat Camille Pelletan das veränderte Anlehnungsbedürfnis Frankreichs jüngst unumwunden zugestanden. Die russische Allianz sei für Frankreich verloren, sie bestehe nur noch auf dem Papier und sei keine Realität mehr. Rußland habe sich selbst außerstand gesetzt, in nützlicher Weise in die europäischen Dinge einzugreifen, und sich damit auch den eventuellen Verpflichtungen zum Beistand entzogen, die der Daseinszweck des Bündnisses waren. Schon unterliege Frankreich den Konsequenzen der neuen Lage; würde Deutschland eine solche Haltung angenommen haben, wenn das französisch-russische Bündnis nicht seine ganze Tragweite verloren hätte? Pelletan findet, daß es unter diesen Umständen „eine Torheit und ein Verbrechen zugleich“ wäre, „sich auf ein marokkanisches Abenteuer einzulassen.“ Aus demselben Grunde ist der *Matin* vom 21. April gegen „diese Art von Abenteuern.“ Aber er hat noch einen zweiten Grund, dem wir in andern französischen und englischen Stimmen zugleich begegnen: „An dem Tage, wo die österreichische Erbschaft eröffnet sein wird, könnte es ernste Inkonvenienzen geben, wenn die französische Politik von Europa abwesend wäre, weil man sie auf eine Vergnügungsreise nach Marokko geschickt hätte.“ In demselben Sinne schreibt Coubertin, ein anderer Mitarbeiter des Figaro: „... Deutschland richtet sich vor uns auf, nicht auf unserm afrikanischen, sondern auf unserm europäischen Wege. Es fragt uns, ob wir mit dem Hintergedanken einer Intervention bei Ausbruch der österreichischen Erbfolgewirren an der Abwendung Italiens vom Dreibunde und an der Gewinnung der Freundschaft Englands arbeiten ...“

Das Auftauchen des Stichwortes *succession d'Autriche* in der französischen und in einem Teile der englischen und der italienischen Presse zu derselben Zeit ist gewiß kein Zufall. Es verstärkt die auch sonst vorliegenden Beweise, daß auch in diplomatischen und andern staatsmännischen Kreisen des Auslandes der Gedanke an den „Zerfall Österreichs“ zu einem festen Bestandteil der politischen Berechnung geworden ist. Gewiß ist der Wunsch der Vater auch dieses Gedankens, daneben aber die Besorgnis, daß Deutschland bei diesem „Zerfall“ einen großen Ramsch zu machen beabsichtige, was durch eine europäische Koalition verhindert werden müsse. Diese Koalition soll zunächst eine französisch-italienische sein, gestützt auf Rußland und England. Daher das Mißvergnügen darüber, daß Rußland zurzeit für solche europäische Zwecke nicht abkömmlich ist, und daher auch die Sorge, daß sich Frankreich zu dieser Zeit nicht außerhalb Europas, auf der marokkanischen Vergnügungsreise, befinden dürfe. Eines Tages werden wir noch erfahren, daß Deutschland Herrn Delcassé zu seiner marokkanischen Politik verleitet und verführt

habe, um desto sicherer Österreich einstecken zu können! Vor ungefähr dreißig Jahren konnte man einmal schreiben, es gebe keine Dummheit in der Politik, die so groß sei, daß sie in Frankreich nicht geglaubt würde. Die Richtigkeit dieses Satzes bewahrheitet sich immer wieder von neuem. Zugegeben mag werden, daß unsre „alldeutschen“ politischen Programme dem Auslande wenigstens einen gewissen Anhalt zu Verdächtigungen bieten. Wenn deutsche Zeitungen und Redner Triest als das „Hamburg im deutschen Süden“ bezeichnen, so darf man den Stimmen in Frankreich, Italien und England, die dem Deutschland der Zukunft einen großen Mittelmeerehrgeiz anhängen, kaum den Vorwurf der Loyalität machen, wenn sie sich die Sache auf ihre Art zurechtlegen. Aber in Österreich-Ungarn sollten doch wenigstens die Staatsmänner und die politischen Parteien, die an Umwälzungen in Europa kein Interesse haben, auf die jetzt unverhüllt hervortretenden französischen, englischen und großitalienischen Theorien genauer achtgeben, die auf den „Zerfall der habsburgischen Monarchie“ mit wachsender Zuversicht rechnen und bei dieser Gelegenheit die Karte von Europa revidieren möchten. Hierin liegt auch der Schlüssel zu der Verlegung des italienischen militärischen Schwergewichts von der Westgrenze an die Ostgrenze, verbunden mit den die Finanzen Italiens so sehr belastenden und dennoch willig getragenen Rüstungskrediten. Das ist französische Ausfaat, die dort aufgeht. Man kann sich danach ungefähr vorstellen, wie mißfällig in Frankreich die Sympathiebeweise aufgenommen werden, die dem deutschen Kaiser in diesen beiden letzten Jahren so reichlich wieder in Italien zuteil geworden sind.

An dem „Zerfall Österreichs“ haben sich schon viele Leute — die Finger abgeschrieben. Zu Anfang der sechziger Jahre brachte die Berliner Volkszeitung eine lange Serie von Artikeln, in denen der bevorstehende „Zerfall“ Österreichs haarscharf nachgewiesen war. Seitdem ist bald ein halbes Jahrhundert mit mancherlei schweren Krisen über die habsburgische Monarchie dahingegangen, und sie steht immer noch aufrecht. Ja mehr als das. Seit jener Zeit hat sich bei allen einschichtigen Deutschen die Erkenntnis befestigt, daß das Vorhandensein eines lebenskräftigen Österreich-Ungarns ein Bedürfnis für Deutschland ist. Bismarck hat diesem Gedanken in den Worten Ausdruck verliehen: „Wenn Österreich nicht existierte, müßte man es schaffen . . .“ und in seinen hinterlassenen Schriften, den „Gedanken und Erinnerungen,“ hat er sich über dieses Thema noch eingehender ausgesprochen. Der „Ramsch,“ den Deutschland zu machen hätte, wenn jemals in Österreich-Ungarn Erbschaftskwirren ausbrechen sollten, richtiger wohl: von außen hervorgerufen werden sollten, wäre der, daß Deutschland mit allen Mitteln für die Erhaltung der habsburgischen Monarchie einzustehn hätte, wie sie heute ist. In diesem Sinne hat sich schon vor mehreren Jahren ein süddeutscher Souverän zu dem besorgten Präsidenten der Zweiten Kammer seines Landes mit großer Bestimmtheit ausgesprochen.

Gegenüber allen feindlichen Tendenzen ist Österreich-Ungarns Integrität gedeckt durch das Bündnis mit Deutschland sowie durch das Interesse Rußlands an der Stetigkeit, Ruhe und Ordnung in der großen Donaumonarchie. Beide Mächte würden einem plötzlich zerfallenden Österreich-Ungarn gegenüber in eine große Verlegenheit geraten, weil das mit einem Hervorbrechen aller expansiven Tendenzen in Europa gleichbedeutend wäre. Die italienische Aktionspartei wünscht Vergrößerung Italiens um Südtirol, Triest usw., Frankreich möchte gar zu gern wieder „europäische“ Politik machen, wozu es seit dem Verlust von Metz und Straßburg nicht mehr in der Lage ist, daher seine fortgesetzte Ministerungsarbeit und das Ausstrecken seiner Fühler nach allen möglichen Bündnissen, und — England kann bekanntlich jede festländische Verwicklung gebrauchen. Doch zu dem Interesse Deutschlands und Rußlands an der Erhaltung des status quo in Österreich-Ungarn, ja an seiner Verbesserung durch eine starke Regierungsautorität gesellt sich auch die Einsicht aller besonnenen Italiener, die eine ehrliche Fortdauer des italienisch-österreichischen Bündnisses vorziehen und sich nicht verhehlen, daß sein Aufhören

Italien mit einem lombardischen Kriege von ungewissem Ausgange bedrohen könnte. Die Begegnung der Minister Graf Goluchowski und Tittoni in Venedig trägt zur Festigung dieses Gedankens hoffentlich ebenso bei, wie die Bekundung der herzlichsten Sympathien, die in den letzten Wochen zwischen Kaiser Wilhelm, dem König Viktor Emanuel und dem italienischen Volke von neuem ausgetauscht worden sind. Die auf den „Zerfall Oesterreichs“ rechnen oder ihn herbeiführen möchten, werden die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. \*s\*

Der Kampf um die akademische Freiheit treibt seltsame Blüten. Den Anlaß dazu gab bekanntlich die Sympathiedepesche aus Hannover an die deutschen Studenten in Innsbruck wegen ihres Konflikts mit ihren italienischen Kommilitonen, die maßgebendenorts begreiflicherweise Anstoß erregte, weil die jungen Herren sicherlich nicht berufen waren, in einen nationalen Konflikt außerhalb des Deutschen Reichs einzugreifen, dessen sehr unerfreuliche Folgen sie gar nicht zu übersehen vermochten. Wir können überhaupt nicht wünschen, daß die Studentenschaften deutscher Hochschulen anfangen, dem schlechten Beispiel ihrer romanischen Kommilitonen zu folgen, sich in praktische politische Parteifragen einzumischen, für deren sachgemäße Beurteilung ihnen jede Kompetenz abgeht. Seitdem glaubt sich nun ein Teil der deutschen Studentenschaft in seiner hergebrachten akademischen Freiheit bedroht, einigt sich zur Abwehr, verkehrt wie eine Macht mit der andern mit dem preussischen Kultusministerium und dergleichen, natürlich alles unter dem Beifall der liberalen Presse. Seltsamerweise verlangt sie aber im Namen derselben akademischen Freiheit auch, nach dem Beispiele Genas, die Aufhebung der farbentragenden katholischen Verbindungen oder wenigstens deren Ausschluß aus den vielfach schon bestehenden studentischen Ausschüssen, die Beschränkung also der akademischen Freiheit zur Korporationsbildung im Namen derselben Freiheit! Gewiß, eine erfreuliche Erscheinung sind die konfessionellen Verbindungen nicht, weder katholische noch protestantische, weil sie die konfessionelle Absonderung auch in die Kreise der akademischen Jugend tragen und dort eine Exklusivität der Gesinnung erziehen helfen, die ihren Angehörigen auch für das spätere Leben die Freiheit des Urteils und des Blicks zu beschränken droht. Aber auch die leidige Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, aus der diese Verbindungen notwendigerweise hervorgehn mußten, ist keine erfreuliche Erscheinung, nur kann sie nicht beseitigt werden durch gegenseitige Unzulänglichkeiten, sondern nur durch gegenseitige Duldung, und gerade diese ist eine Pflicht der akademischen Jugend, ihre Pflege eine Aufgabe der Universitäten, die doch auch so viele und so tiefe Gegensätze der Weltanschauung in ihren Lehrkörpern ertragen müssen. Es ist auch keineswegs nur konfessioneller Eifer, der in den letzten Jahrzehnten zur Gründung solcher Verbindungen geführt hat. Viele katholische Eltern glauben, daß ihre Söhne in ihnen von den zahlreichen sittlichen Gefahren des akademischen Lebens bewahrt bleiben, weil sie den Grundsatz eines streng sittlichen Lebenswandels in den Vordergrund stellen, was bekanntlich leider keineswegs alle Verbindungen tun, und das ist eine durchaus berechtigte Auffassung. Und was würde geschehen, wenn man ihnen ihre Rechte verkürzen wollte? Der konfessionelle Hader würde auch an den Hochschulen hell aufblitzen, die katholischen Verbindungen würden, ähnlich wie die katholische Kirche durch den Kulturkampf, an innerer Stärke und auch an Zahl ihrer Mitglieder nur gewinnen, weil dann sicher kein katholischer Student einer andern Verbindung beitreten würde, und sie würden gedrängt werden, sich eng an das Zentrum als die natürliche Vertretung ihrer verkürzten Rechte anzuschließen, mit dem sie bisher meist gar keine engern Beziehungen unterhalten haben; die „ausschlaggebende“ Partei würde also einen sehr wirkungsvollen und dankbaren Agitationsstoff zu den übrigen gewinnen. Wem das alles als ein im nationalen Sinne erstrebenswertes Ziel erscheint, der mag die katholischen Studentenverbindungen im Namen der akademischen Freiheit zu unterdrücken oder zu be-

schränken suchen; die Aufgabe der akademischen Behörden und der deutschen Regierungen kann das unter keinen Umständen sein, und wir hoffen, daß die auf den 12. Mai nach Berlin berufene Versammlung der preussischen Hochschulrektoren das Richtige finden möge, schweres Unheil abzuwenden, unbeirrt durch populäre Schlagworte, wie es Männern der freien deutschen Wissenschaft ziemt, und ebenso unbeirrt durch die Rücksicht auf die Wahrung der Selbstverwaltung der Universitäten, die mit einer studentischen „akademischen Freiheit“ gar nichts zu tun hat. \*

Zur Charakteristik russischer Zustände schreibt uns ein Freund unsers Blattes aus St. Petersburg: Einer der Direktoren eines großen hiesigen Fabrikunternehmens wurde in den letzten Tagen zum Generalgouverneur zitiert. Dieser empfing den Herrn sehr ungnädig und begann, ohne ihn zum Sitzen aufzufordern:

Gg.: Ihre Fabriken arbeiten nicht?

Der Direktor: So ist es, Erzellenz.

Gg.: Ich wünsche, daß man die Arbeit bei Ihnen wieder aufnimmt.

Der Direktor: Leider ist es unter den zurzeit herrschenden Umständen ausgeschlossen, Erzellenz.

Gg.: Sie hören, daß ich es wünsche!

Der Direktor: Der Verein Petersburger Fabrikdirektoren hat den Beschluß gefaßt, die Fabriken bis auf weiteres zu schließen, Erzellenz.

Gg. (schräfer): Kennen Sie ein Gouvernement Archangelsk?

Der Direktor: Ich habe nicht das Vergnügen, Erzellenz; aber vielleicht wird mein Botschafter, Graf Alvensleben, es kennen.

Gg. (in verändertem Tone, sehr höflich): Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen. Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorschriften zu machen.

Wie aber, wenn der Mann russischer Untertan wäre?

Eine scherzhafte Episode aus dem Privatleben eines der höchsten russischen Staatsbeamten nichtrussischer Abkunft beleuchtet grell die in den letzten Jahren in Finnland herrschenden Zustände. Der Baron bewohnt im Sommer, gleich seinem Bruder, eine Villa im Wiborger Gouvernement. Zu Ehren eines Familientags wird das alte Familienbanner ausgehängt — ein goldnes Band auf blauem Grunde. Sofort erscheint die russische Polizei und verlangt die Einziehung der Fahne, da die Farben mit denen Schwedens (blau-gelb) identisch seien, und es verboten sei, andre als russische Fahnen auszuhängen. Auf irgendwelche Kompromisse ließ sich der Mann nicht ein, und er wich nicht eher von der Stelle, als bis dem Gesetze Genüge geschahn und die „verbotne“ Fahne eingezogen war! Der Baron beklagte sich sofort bei Plehwe und stellte ihm vor, daß es unklug sei, durch solche unbefugte Eingriffe in das Privatleben die gereizte Stimmung unter der Bevölkerung Finnlands noch zu steigern. Denn daß in diesem Falle ein russischer Staatsmann in höchst eigener Person durch das für Finnland gut befundene System polizeilicher Überwachung beinträchtigt werde, sei eine Ironie des Zufalls. Daraufhin beeilte sich Plehwe, ihm gegenüber seine Entschuldigung zu machen; übrigens blieb alles beim alten.

Zum Schluß noch einige Worte über die zurzeit hier herrschende Stimmung.

Je mehr wir uns dem Mai nähern, um so mehr macht sich die Spannung geltend, die seit den verhängnisvollen Januartagen 1905 allmählich die ganze Bevölkerung ergriffen hat, die Spannung: Was wird der ominöse 1. Mai uns bringen? Wird die dumpfe Gärung, die sich in allen Zweigen der Industrie und der Verwaltung bemerkbar macht, sich, wie prophezeit worden ist, in einer furchtbaren Katastrophe Luft machen, oder wird es bei einigen kleinen „Apfelsinchen“ sein Bewenden haben — mit diesem Rosenamen bezeichnet der Volksmund die neuerdings hier so beliebten Bomben, seit der famosen, auf so rätselhafte Weise verschwundenen Apfelsinensendung im Februar.\*)

\*) Auf dem Warschauer Bahnhof lagerte eine Anzahl Kisten mit Apfelsinen, die längere Zeit nicht abgeholt wurden. Einige Arbeiter, für die der Begriff „fremdes Eigentum“ nicht

Die anonymen Drohbriefe, mit denen vornehmlich einflußreiche Beamte und Fabrikdirektoren beglückt werden, mehren sich in unheimlicher Weise, ohne Ansehen der Person. So soll zum Beispiel der Direktor eines großen hiesigen Fabrikunternehmens, bekannt durch seine humane Behandlung der Arbeiter und die geradezu väterliche Fürsorge, die sich in den verschiedenen zum Besten der Arbeiter von ihm ins Leben gerufenen Institutionen sowie durch eine im großen Stil geübte Wohltätigkeit ausspricht, täglich Drohbriefe erhalten, worin ihm ans Herz gelegt wird, sich auf ein besseres Jenseits vorzubereiten. Dazu kommen gelegentlich offen ausgesprochene Drohungen, die vielleicht nur den Zweck verfolgen, die besser situierte Bevölkerung zu ängstigen und einzuschüchtern. So kursoriert hier in diesen Tagen eine Geschichte, deren Wahrheit verbürgt sein soll, und die nicht gerade dazu beiträgt, die Situation gemüthlicher zu machen.

In einer abgelegnen Gegend der Stadt wurde eine den höhern Kreisen angehörende Dame in zudringlicher Weise von einem Proletarier angebettelt. Um ihn loszuwerden, reicht sie ihm einen halben Rubel. Der Bettler steckt das Silberstück ein, worauf er drohend noch drei Rubel fordert. Da weit und breit kein Mensch zu sehen ist, so händigt die geängstete Dame dem Manne die geforderte Summe ein, dieser aber weist das Geld zurück mit der Bemerkung: „Ich wollte Sie nur erschrecken, Madame, Ihr Geld brauche ich nicht. Aber da Sie so eine mildherzige Dame sind, will ich Ihnen zum Dank einen guten Rat geben: Wenn Sie verheiratet sind, oder einen Bruder haben, so lassen Sie die Herren am zweiten Osterfeiertag nicht auf die Straße — da wird ein allgemeines Morden losgehen.“ Sprachs und schlug sich seitwärts in die Büsche!

Danach scheint also die angekündigte Revolution für den 1. Mai westeuropäischen Stils geplant zu sein und nicht, wie man bis jetzt hier annahm, für die ersten Maitage unsrer Kalenderrechnung, was die Herren nicht bedacht haben, die sich mit dem Gedanken tragen, Ende April alten Stils ihre Familien ins Ausland, eventuell auch in das durch die letzten Zugeständnisse der Regierung beruhigte Finnland in Sicherheit zu bringen.

Gaekel und die Jesuiten. In der zweiten Aprilwoche hat Gaekel in Berlin einige Vorträge gehalten und sich dabei von seinen begeisterten Anhängern feiern lassen. Wenn wir die Berichte verschiedner Zeitungen über die ersten beiden Vorträge zusammenfassen, ergibt sich folgendes als ihr Kern. Der Darwinismus in der Fassung Gaekels, die den Glauben an Gott und die unsterbliche Menschenseele ausschließt, hat in der Wissenschaft gesiegt. Nur die Theologen sträuben sich noch dagegen. Doch fangen sie an, Zugeständnisse zu machen. Der Jesuit Wasmann nimmt die Deszendenzlehre an, aber mit der *reservatio mentalis*, daß sie vor dem Menschen Halt zu machen habe. „In seinen Darlegungen über die Entstehung der ersten Lebewesen geht der katholische Jesuit Wasmann mit dem evangelischen Jesuiten Reinke Hand in Hand.“ Mit diesem Kompromiß richtet nun zwar der Jesuit zunächst Verwirrung an, zuletzt aber wird er Segen stiften. Wenn die halbe Deszendenzlehre mit Hilfe der Ultramontanen in die Schulen Preußens und Bayerns eindringt, wird der Sieg des folgerichtig durchgeführten Darwinismus in der Schule die Folge sein. „Es ist eine Ironie des Schicksals, daß so die darwinische Lehre gerade vom Papiismus gefördert wird, dem größten Schwindel, den es je im Geistesleben gegeben hat.“ Selbstverständlich wurden die Kraftstellen von der nach Tausenden zählenden Zuhörererschaft mit tosendem Beifall aufgenommen.

existiert, machten sich eines Tags daran, eine davon zu öffnen. Die oberste Schicht waren tatsächlich Apfelsinen, darunter lagen gleichfalls runde in Papier sorgfältig verpackte Dinger, die sich merkwürdig hart anfühlten. Die in Kenntniß gesetzte Polizei gebot Stillschweigen über den Fund zu beachten und die Ware dem Empfänger auszuliefern, ihn aber im Auge zu behalten. Man hoffte so der ganzen Verschwörung Herr zu werden. In der nächsten Nacht verschwand unerklärlicherweise die eine Kiste, die übrigen enthielten aber tatsächlich nur Apfelsinen.

Wenn die Zeitungen wahrheitsgetreu berichtet haben, muß man diese Vorträge bedauern — im Interesse Haeckels selbst, in dem der Wissenschaft und in dem der evangelischen Kirche. Es berührt doch peinlich, wenn ein Hero der deutschen Wissenschaft vor einer zu seinen Gunsten befangnen Zuhörerschaft einen ehrlich ausgesprochenen Vorbehalt durch die falsche Bezeichnung *reservatio mentalis* verdächtigt; noch peinlicher, wenn er einen wissenschaftlichen Gegner von der Bedeutung Reinkes mit dem Beinamen evangelischer Jesuit „brandmarkt,“ wie man das bei der heutigen Stimmung nennen muß. Am allerschlimmsten aber, und zwar schlimm für die Wissenschaft, ist es, daß er in einer großen Versammlung der Reichshauptstadt, ohne offenen und entschiednen Widerspruch zu finden, den Schein verbreiten darf, als ob alle Biologen, ausgenommen nur einen katholischen und einen evangelischen Jesuiten, mit ihm übereinstimmten. Die Grenzbotenleser wissen, daß die Mehrzahl der heutigen Biologen zwar die Deszendenzlehre annimmt, aber gerade den Kern der Auffassung Haeckels verwirft und die Unmöglichkeit einseht, daß die Entstehung der Organismen und ihrer verschiedenen Arten aus einem rein mechanischen Prozeß erklärt werden könne. Immer mehr nähert sich die Biologie der Auffassung Eduard von Hartmanns, des scharfsinnigsten und gründlichsten Kritikers Darwins, daß der Entwicklungsprozeß ohne Leitung durch die zweckgebende Vernunft des Schöpfers nicht denkbar sei. Und wenn Haeckel so tut, als ob das Papsttum das einzige und das letzte Bollwerk des Gottesglaubens sei, so beschimpft er die evangelische Kirche, die sich die Bundesgenossenschaft von Haeckels Gefolge im Kampfe gegen den Ultramontanismus auf das entschiedenste verbitten muß. Wer sich der Urteile mancher Fachgenossen Haeckels erinnert, die ihn nicht mehr ernst nehmen, der wird vielleicht diese Bemerkungen überflüssig finden. Aber man muß bedenken, daß die neuern und die neusten Richtungen der Biologie in der Tagespresse so gut wie gar nicht zu Worte kommen, schon aus dem Grunde, weil sich wirklich wissenschaftliche Erörterungen nicht so leicht in packende, sensationelle und dem Zeitgeschmack entsprechende Schlagworte kleiden lassen wie die Phantasien Haeckels. Darum wird das große Publikum über den Stand der Forschung gewöhnlich nur von zwei Seiten unterrichtet: einerseits von unbedingten Anhängern Haeckels, die dessen leichtverständlichen und leicht zu behaltenden Katechismus wiederkäuen, andrerseits von kirchlich gesinnten Blättern beider Konfessionen, deren Darstellung von der Masse der sogenannten Gebildeten und von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft von vornherein als „unwissenschaftlich“ abgelehnt wird, weil es in diesen Kreisen als Dogma gilt, daß ein Christ nicht wissenschaftlich sein könne. Zum Schluß führen wir noch einmal folgenden Satz von H. Driesch an (Reinke hat ihn in seiner Rede bei der Säkularseier der Universität Kiel am 13. Januar 1900 aus dem Biologischen Zentralblatt von 1896, Seite 355, zitiert): „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andre Kuriosum unsers Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema: »Wie man eine ganze Generation an der Nase führt« und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben.“

Jean Paul über Schiller. Schillers und Jean Pauls künstlerisches Empfinden decken sich nur sehr wenig. Jean Paul hat eine Menge Kritikeiten gegen Schiller geäußert, und Schiller hat von ihm gesagt, er käme ihm vor wie aus dem Monde gefallen. Doch hat es auch an beiderseitiger Anerkennung nicht gefehlt; und was eine so feinfühlige Natur und ein so energischer Denker, wie Jean Paul war, als zeitgenössischer Beurteiler zugunsten Schillers gesagt hat, wird man heute gern wieder vernehmen.

In Lehrgedichten, wozu Jean Paul alles das rechnet, was wir heute besser Gedankendichtung nennen, auch das „Lied an die Freude,“ wozu aber auch, wie er sagt, „beinahe Schillers ästhetische Abhandlungen gehören, müssen ihn alle neuern Völker auf einem Siegeswagen lassen, dem sogar die Alten nicht weit vorfahren.“ Und

im Anschluß daran äußert er sich zusammenhängender — im ersten Kapitel des dritten Teiles seiner „Vorschule der Ästhetik“ — in seiner uns heute altmodisch sentimental anmutenden und doch kräftige Anschauung enthaltenden Sprache über den Dramatiker: „In den einzelnen lyrischen Gemälden seiner spätern Trauerspiele — zum Beispiel in denen des Kriegs, des Friedensfestes in »Piccolomini«, der katholischen Kunst und Religion in der »Stuart« und den »Brüdern von Messina«, des Traums über Oktavio — verklärt er sich rein poetisch und romantisch, ohne Rhetorik und Lehrdichterei. Was ist aber dies gegen den großen tragischen Geist, als welcher er hoch und geisterhaft über alle neuern Bühnen schreitet in »Wallenstein« und »Tell«? Selber Goethe fliegt von seinen poetischen Blütengipfeln herab vor ihn hin und richtet sich auf, um dem Hohen den tragischen Kranz auf das Haupt zu legen. Niemand hat nach Shakespeare so sehr als Schiller — welcher zwar unter, aber auch fern von jenem Genius steht und daher den Poetikern die Gelegenheit zur Verwechslung der Erniedrigung mit der Entfernung gab — die historische Auseinanderstreuung der Menschen und Taten so kräftig zu einer tragischen Phalanx zusammengezogen, welche gedrängt und keilförmig in die Herzen einbricht. In der Mitte vom »Don Karlos« fängt seine reine Höhe zu steigen an, und sie bildet vielleicht schon im »Wallenstein« ihren Gebirgsgipfel. Seine eigentliche romantische Tragödie ist weniger die von so vielen Gemeinheiten der Menschen und des Lebens umschattete »Jungfrau von Orleans«, als »Wallenstein«, worin Erde und Sterne, das Überirdische (nämlich der Glaube daran) und alles große Irdische gleichsam zwischen Himmel und Erde die Blitze ziehn und laden, welche tragisch auf die Seelen niederfahren und das Leben erschüttern. Im romantischen All ist er überall mehr in der schauerlichen Tiefe der Unendlichkeit als in der heitern Höhe derselben geflogen. Dies ist an und für sich kein Vorwurf; nur einer, aber kein großer, ist, daß er Melpomenens Dolch häufig zu glänzend und damaszirt geschmiedet und geschliffen.“

Die Neunte Sinfonie in Tirol. Die Grenzboten haben von einer denkwürdigen Aufführung der Neunten Sinfonie in einer kleinen deutschen Stadt an der Sprachgrenze zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens von deren Musikverein zu berichten. Die Chorübungen dazu hatten vor einem Jahre begonnen, die Ensemblestudierung vierzehn Tage vor der Aufführung. Es waren etwa 200 Mitwirkende, das Orchester zur Hälfte Dilettanten, der Chor lauter Dilettanten, darunter eine große Schar Kinder, im Sopran sang die zehnjährige Schwester in der ersten Reihe und die zwanzigjährige in der letzten, Ehepaare sangen sich aus Tenor und Alt einander zu, der älteste Sohn des Bürgermeisters spielte unter den ersten Geigern, der zweite unter den zweiten, Ärzte, Rechtsanwälte, Gymnasiallehrer, Kaufleute sangen und spielten mit, lauter junge Kräfte, Verwandte und Bekannte. Ein starkes gemeinsames Fluidum durchströmte den ganzen letzten Satz, wie es Leipzig und Berlin nicht für ihn aufzubringen haben; alle Hauptsachen kamen klar und mächtig heraus, die Stimmen der Tenöre und Bässe standen wie die Felsen ihrer Heimat, die Soprane erfangen ihre hohen Stellen mit kindlicher Kraft; gewaltiger Jubel, Inbrunst und Demut erfüllten den Schlusssatz im Sinne der Zwiesprache Schillers und Beethovens. Nach dem Schlusse mischten sich die Ausführenden unter das Publikum, der erste Cellist, dessen vornehmer Ton die sonst etwas steifen Wahrhapsodien zu Anfang des vierten Satzes belebt hatte, trat unter die Familie seiner Braut und fragte strahlend: „Seid ihr zufrieden?“

So gesehen Bozen den 14. April 1905.

Nachtrag. Im 17. Heft, Seite 226, ist in der Anzeige des Werkes „Die Entwicklung der deutschen Reederei seit 1800“ versehentlich der Name des Verfassers ausgelassen worden; er heißt Dr. Max Peters.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig